

Frida an Helene.

L. im Juni 1874.

Kaum sind acht Tage seit meinem letzten Briefe an Dich verstrichen, Helene, und ahnte ich damals auch, es gehe mit dem Leben unserer kleinen Frau Marianne auf die Neige, so glaubte ich doch nicht das Ende so nahe. Heute betteten wir schon ihre irdische Hülle in die stille Gruft. Im Zwielichte, in der Stunde, welche ihr immer die liebste war, haben wir unsere Freundin bestattet. Es war Niemand zugegen als Leonski, Hans und ich. Nanny mußte bei der kleinen Gabriele bleiben, die nicht ganz wohl ist. Als die Todtengräber und die Leichenträger sich entfernt und wir Drei noch still an dem offenen Grabe standen, brach Hans, über dessen stillen, starren Schmerz ich mich schon lange gewundert hatte, in ein heftiges, convulsivisches Weinen aus. „Nun haben wir auch keine Mutter mehr — was soll nun aus uns werden — bringt Ihr mich nun in ein Waisenhaus?“ rief er schluchzend. „Das verhüte Gott,“ sagte Leonski feierlich, „Du bist nun mein Sohn, Du bleibst bei mir.“

Des Knaben Augen leuchteten durch Thränen, doch schnell rief er: „Aber auch bei Frida, mit Frida zusammen bei Dir.“

Leonski schaute mich an — wir lasen in unsern Herzen, er reichte mir seine Rechte dar, still legte ich meine Hand hinein, die er fest umschloß.

Das war unser Verlöbniß, Helene, der Bund unserer Herzen, dem Heil und Segen entsprochen wird — das sagt mir eine innere Stimme.

An dem Arme meines Verlobten ging ich heim, fort